

forschung unerfahrene Leser an diesem einen Problem in dem sorgfältigen und ausführlichen Anmerkungsapparat, der teilweise noch unveröffentlichte Ergebnisse der neuesten Forschung dank intensiver Zusammenarbeit mit anderen Kollegen einbezieht, einen umfassenden Überblick über Bernwards Leben erhält. Wer andererseits auf das Studium der fast zweihundert Anmerkungen verzichtet, erhält eine wohlbegründete, klare Antwort auf die Thematik des Buches. Diese Antwort lautet: „Nicht Architekt im modernen Sinne, sondern Architekt als Entzündung und Umsetzer einer Idee in ein Bauwerk.“

Karl Bernhard Kruse

Hotz, Brigitte: *Beginen und willige Arme im spätmittelalterlichen Hildesheim. Schriftenreihe des Stadtarchivs und der Stadtbibliothek Hildesheim Bd. 17, Hildesheim: Bernward 1988, 205 S., ISBN 3-87065-473-2.*

Spätestens seit H. Grundmanns „Religiöse Bewegungen im Mittelalter“ (1935) sind die Beginen und Begarden als ordensähnliche Laienbewegungen von „Semireligiosen“, im Gefolge der reformorientierten Bettelorden und gleichwohl häufig der Ketzerei bezichtigt, wohl bekannt. Den weiblichen Beginen und männlichen „Willigen Armen“, unter welchem Namen die Hildesheimer Begarden in der Sonderform der Zelliten/Zellbrüder ausschließlich aufgetreten sind, widmet sich die verdienstvolle Monographie von B. Hotz, die in Göttingen als Magisterarbeit angefertigt worden ist. Der Zeitdruck, unter dem solche Arbeiten zu vollenden sind, macht es verständlich, daß die einbezogene Literatur in mancher Hinsicht noch Lücken aufweist (s. u.).

Die Untersuchung richtet sich umfassend auf die Entstehungs- und Lebensumstände, Ziele, materiellen Grundlagen und Beziehungen zur kirchlichen und städtischen Umwelt. Dabei beabsichtigt die Autorin, beide Gruppen erstmals gleichrangig zu behandeln, um der bisherigen Vernachlässigung der Begarden abzuweichen.

Anders als die Beginen wurden die Hildesheimer Willigen Armen 1470 in den Orden der Zelliten nach der Augustinerregel überführt, nachdem sie sich durch die Betreuung von (Pest-)Kranken und Totenbestattung karitative Verdienste in der Stadt erworben hatten. Erst seit der Annahme der Ordensregel bessert sich die Quellenlage (Visitator: Joh. Busch!) zu den Begarden, für deren Frühphase die Verfasserin oft auf Rückschlüsse angewiesen bleibt, während die Beginen insgesamt etwas breitere Spuren hinterlassen haben. Diesen Vorgaben folgt die Gliederung: Auf eine allgemeine Darstellung des Beginen- und Begardenwesens (Kp. 2) folgen die Hildesheimer Verhältnisse für den weiblichen (Kp. 3) und männlichen (Kp. 5) Zweig als getrennte Entwicklungen — unterbrochen von einer kurzen Aufklärung über den Absonderungsprozeß der Zelliten von den kirchlich beanstandeten Begarden (Kp. 4). Das Schlußwort (Kp. 6) bietet einen zusammenfassenden Vergleich der Ergebnisse in prägnanter Form. Über die lokal- und religionsgeschichtliche Bedeutung hinaus ist das Buch für aktuelle Interessen der Forschung von Belang: 1. Die spätmittelalterliche Zunahme der Armut und ihre Bewältigung in der Armenfürsorge sind z. B. von M. Mollat, *Die Armen im Mittelalter* (1984), im europäischen Horizont vorgestellt worden; 2. aus „feministischer“ Sicht wird eine stärkere Zuwendung zur hist. Rolle der Frauen gefordert (z. B. Anette Kuhn).

Hotz gibt einführend einen Überblick über Beginen und Begarden von ihrem Aufkommen über die Verfolgung (Wiener Konzil

1311/1312) als Häresieverdächtige bis zur Tolerierung orthodoxer Richtungen, die ihre Kirchentreue oft durch Verbindungen mit den anerkannten Mendikanten zu beweisen suchten. Die Entstehungsgründe liegen für die Verfasserin in der religiösen Erneuerungsbeziehung am Ende des 12. Jhs., die Laien und besonders Frauen unter dem Ideal der *vita religiosa* sammelte: dies hieß ein Leben in freiwilliger Armut, Keuschheit und in der Nachfolge Christi. Der gesteigerten Frauenfrömmigkeit boten die traditionellen Orden zu wenig Platz, so daß „frau“ sich nach anderen Wegen umsehen mußte. Die Beginen lebten einzeln — auch als Vagabundinnen — in Kleinstgemeinschaften und Konventen unter einer festen Hausordnung (in Köln erstmals 1246) oder als Tertiarrinnen im Schutz der Bettelorden.

Etwas später entstanden die Begarden, die mit dem typischen Ruf „Brot für Gott“ bettelten. Ähnlich wie die Gemeinschaften der *Devotio moderna* provozierten die neuen Semireligiosen kirchliches Mißtrauen, weil ihr reformatorischer Impuls die etablierte Kirchenordnung in Frage stellte, so daß bis ins 15. Jh. die Päpste in deren Bewertung schwankten. In ihre sonst gelungene Einführung bezieht Hotz leider keine niederländische Literatur ein, z. B. F. W. J. Kooij, *Begijnhoven in Holland en Zeeland gedurende de middeleeuwen* (1981). Die Darstellung der norddeutschen Verhältnisse nach Peters (1969) fällt recht kurz aus. Es fehlt eine angemessene Diskussion außerreligiöser Entstehungs- und Verbreitungsgründe (Frauenüberschuß, weibliche Wirtschaftstätigkeit, Bedeutung der Freigeistigkeit und der Volkssprachigkeit im geistesgeschichtlichen Kontext). Auch die Schichtzugehörigkeit der Semireligiosen, die die marxistische Mediävistik den unteren städtischen Schichten zuweist und so den Klassencharakter der Bewegung begründet, ist nur am Rande referiert.

In der armen Brühlvorstadt wohnten zahlreiche alleinstehende Frauen, woraus sich der hohe Anteil von steuerzahlenden Frauen erklärt: ca. 41 % um 1450 nach der punktuellen Auswertung der Schoßlisten durch die Verfasserin (S. 41). Eine systematische Analyse könnte weiter erhärten, daß die Beginen mit anderen meist armen Frauen in einem einheitlichen Umfeld in der schützenden Nähe kirchlicher Einrichtungen angesiedelt waren. Die bischöfliche Obhut sicherte den Konventualinnen auch ein Leben ohne inquisitorische Beunruhigung nach dem Wiener Konzil. Für den Eintritt in die Konvente wurden Eintrittsgelder in unbekannter Höhe gefordert, die zum Unterhalt dienten, wohl auch um das Betteln zu verhindern. Ärmste Frauen blieben also ausgeschlossen. Die strengen Rückzahlungsbedingungen bei einem Austritt oder Ausstoß zeigen das bischöfliche Bestreben um den ehrenvollen Ruf der Beginen, den zeitweise etwa alleinstehende Mütter mit kleinen Kindern in Frage stellten. Die Fluktuation scheint hoch gewesen zu sein. Weitere Einnahmen, die häufig auch den Beginen privat zufließen, bezogen sie aus Renten und Grundabgaben sowie Spenden. Der Krankenpflege widmeten sich die Beginen des Johannishauses ohne direktes Entgelt. Die in Abbildung 7 (S. 53) abgedruckte Spinnscene ist demnach für Hildesheim untypisch, doch Hotz' im übrigen sehr detaillierte Aussagen lassen Überlegungen zu den Gründen vermissen, obwohl die Zunftrestriktionen (S. 87) dafür Hinweise bieten. Hier hätte sich ferner ein Vergleich mit dem Haus der Schwestern vom gemeinsamen Leben in Eldagsen angeboten, das über ein Privileg zur Textilienherstellung verfügte (vgl. dazu die Diss. von Gerhard Rehm, *Die Schwestern vom gemeinsamen Leben im Nordwesten Deutschlands*, Berlin 1986).

Im Abschnitt über die Lebensformen der weiblichen Bevölkerung außerhalb von Ehe und Kloster (S. 86—89) weist Hotz zu Recht auf die Beschränkungen für Frauen im städtischen Wirtschaftsleben



hin. Die erwähnte wissenschaftliche Kontroverse zu dieser Frage wird etwas kurz abgetan mit einem Verweis auf die singuläre Rolle Kölns, wo es sogar keine Frauenzünfte gab. Nach der zitierten E. Ennen war auch andernorts die Gewerbetätigkeit weitaus umfangreicher als in Hildesheim, so daß hier ausführlichere Vergleiche am Platze gewesen wären. Sofern es keine Handarbeit in den Konventen gab, hatten diese lediglich als Versorgungseinrichtungen eine wirtschaftliche Bedeutung für die Stadt.

Die folgende Analyse der lokalen und sozialen Herkunft der Beginen muß wegen der Quellenlage hypothetisch ausfallen. Adels- und Patriziatskreise können höchstens in Analogie zu anderen Städten für frühe Phasen erschlossen werden, Ärmste waren ausgeschlossen. Seit Ende des 14. Jhs. machten vermutlich meist Frauen aus mittleren und einfacheren Verhältnissen der Stadt und näheren Umgebung aus ihrer Not eine Tugend, indem „sie ihre soziale Situation mit einem religiös begründeten Armutsideal verknüpften“ (S. 83f.). Mit den kirchlichen Einrichtungen waren die Beginen mannigfach, d. h. ohne ausschließliche Orientierung auf die Bettelorden, verknüpft.

Während die bettelnden Begarden im 15. Jh. zunehmend auf den Vorwurf des Müßigganges stießen, konnten sich die Zelliten nach der Großen Pest 1347/1348 durch ihre Krankenpflege in den Städten profilieren. Aus dem Konstanzer Konzil 1415 gingen sie mit der Bestätigung ihrer Rechtgläubigkeit gestärkt hervor, die folgenden Päpste förderten die Umwandlung in einen regulierten Orden, die 1472 abgeschlossen war.

Die Hildesheimer Gründung der Willigen Armen erfolgte möglicherweise 1359 durch Everd Galle aus alter Ratsfamilie, bleibt aber nur sagenhaft überliefert, gewisse Nachrichten liegen erst seit ca. 1450 vor. Das Haus der Gemeinschaft stand auf der Freiheit des Michaelisklosters, bischöfliche Schutzbriefe und eigene Statuten (nach dem Vorbild der Kölner Lungenbrüder) schirmten das Leben der (1470) 5 Brüder vor Anfeindungen ab und festigten es. Die Willigen Armen galten dem Rat aufgrund ihrer bürgerlichen Stiftung im gewissen Sinne als nicht-kirchliche Einrichtung und wurden um ihrer unentgeltlichen Krankenpflege willen hoch geschätzt, so daß sie vom Bemühen um Verringerung der Zahl steuerfreier Kleriker ausgenommen blieben. Dies erleichterte die Umwandlung in ein Kloster 1470, die vom bekannten Klosterreformer J. Busch gefördert worden ist. Dessen Aufzeichnungen zeigen ein Bild des klösterlichen Lebens. Anders als bei den Fraterherren spielte Handarbeit kaum eine Rolle, die Tätigkeit konzentrierte sich ganz auf Krankenbesuche sowie Totenversorgung und war den Bürgern sehr willkommen. Daneben erfüllten sie nach Busch durch Gebet und Andacht völlig das Ideal der *Devotio moderna*. Mit Recht vermutet die Verfasserin hier eine Idealisierung, um sittenlosen Klerikern ein Gegenbild zu malen. Die fraglos bestehenden Beziehungen zu anderen Zellitenklöstern (bes. in Köln) lassen sich aufgrund der Hildesheimer Quellen noch nicht ganz klären.

Hotz untersucht gründlich die Krankenfürsorge der Willigen Armen, die an sich eine Aufgabe der Hospitäler war, deren Kontrolle sich im 14. Jh. von der Kirche zunehmend auf bürgerlich-städtische Einrichtungen verlagerte. Ein Blick auf Th. Fischer, Städtische Armut und Armenfürsorge im 15. und 16. Jh. (1979), hätte allerdings zusätzliche Perspektiven für einen Vergleich eröffnet.

In diese Richtung einer vertiefenden überregionalen Einordnung der Hildesheimer Semireligiosen könnte die Bearbeitung des Themas noch fortgesetzt werden; die vorliegende Arbeit ist

jedenfalls ein wichtiger Beitrag, der das Wissen über das spätmittelalterliche Hildesheim wesentlich erweitert hat, wie der Herausgeber Dr. Borck zutreffend bewertet.

Ulrich Bongertmann

Rudolf W. Keck (Hrsg.), *Friedrich Spee von Langenfeld (1591-1635). Sieben didaktische Versuche zu einem dramatischen Leben. Unterrichtseinheiten für Religion, Geschichte, Deutsch und Musik — Sekundarstufe I und II — Hildesheim: Bernward 1985, 224 S.*

Aus Anlaß des 350. Todestages versucht der materialreiche Band, die historische Persönlichkeit des Friedrich Spee einerseits in seinem unbeugsamen Wahrheits- und Gerechtigkeitssinn als „Mann der Kirche“ und „Mann der Welt“ vorzustellen und andererseits den feinfühligsten Dichter mit seiner ausdrucksstarken Sprachkraft lebendig werden zu lassen. Dies geschieht in sieben „Unterrichtseinheiten“ mit dem Ziel, der „mehrfachen Exemplarität der Persönlichkeit Friedrich Spee in einer didaktischen Vermessung nachzugehen“ (7), die sowohl Brücken zwischen den Konfessionen als auch zwischen den Schulfächern zu schlagen beabsichtigt. Worin wird das „Exemplarische“ dieser Persönlichkeit gesehen? „Spee ist Repräsentant des jesuitischen Reformgeistes der nachtridentischen Kirche, des aufgeklärten Geistes gegen den Hexenwahn, ist Repräsentant einer wenig bekannten katholischen Barockdichtung und katholischen Kirchenlied-Tradition, die sich neben der großen protestantischen Tradition einen speziellen Platz behaupten kann“ (8).

In einem Einleitungskapitel (9–25) wird die Konzeption der sieben Unterrichtseinheiten (in ihrer jeweiligen Zweiteilung von „Sach- und Strukturanalyse“ und „Didaktische Analyse“) verdeutlicht und näher begründet sowie ausführlich die Biographie Spees entfaltet (mit Hilfe von Quellentexten, Bildern, einer Karte). Die Darstellung der sieben Unterrichtseinheiten (26–211) bietet dem Religionslehrer — auch und gerade, wenn er nicht als weiteres Fach Geschichte, Deutsch oder Musik hat — eine Fülle fundierter, verständlicher Informationen historischer, literatur- und musikwissenschaftlicher Art. So erfolgt z. B. in der Unterrichtseinheit VII: „Die Kirchenlieder von Friedrich Spee“ (182–211) zunächst eine Darstellung des historischen Kontextes, in dem die „Verkündigung durch Kirchengesang“ steht; bevor dann drei Kirchenlieder von Spee in einer ausführlichen Textanalyse entfaltet und in ihrer musikalischen Struktur erschlossen werden. In der „Didaktischen Analyse“ (die in Kap. VII aber sehr knapp ausfällt) werden jeweils „Lehrzielkomplexe“ benannt, die dann in Teilzielen näher entfaltet und anhand einer großen Auswahl von „Arbeitstexten“, „Impulsen“, „Schlüsseltexten“, „Studententexten“ und Bildmaterial im Unterricht erarbeitet werden können. In diesem Material mit seinem Bausteinkarakter für den Unterricht liegt der große Reiz des Buches; denn dem Lehrer werden hier Beziehungen angeboten zu zeitgenössischen wie heutigen Dichtern, Denkern, Theologen, kirchlichen Entwicklungen. Frömmigkeitsformen usw. als Parallele oder als Kontrast zu Spees Denken und Handeln.

Wer als Lehrer der Sekundarstufe II Anregungen und Material sucht für größere fächerübergreifende Projekte oder auch „nur“ eine Erweiterung und Vertiefung seiner bisherigen Unterrichtsthematik wünscht, der sollte zu diesem Buch greifen. Selbst als Vertreter der im Untertitel genannten Fächer Geschichte, Deutsch, Musik wird der Leser dabei noch manche Entdeckungen machen und Überraschungen erleben können. Der ausführliche Literatur-